

Norbert Arntz / Herbert Wasserbauer

Hoffnung von den Armen her

Provokationen und Stützen in kirchlicher Eine-Welt-Arbeit

Was hilft, im Engagement für eine gerechte Welt fest zu stehen? Ein Priester mit langer Erfahrung im Einsatz in und für Lateinamerika und ein junger, in der kirchlichen Entwicklungsarbeit engagierter Laientheologe teilen ihre Hoffnungsquellen: den Blick auf die Armen und die Verankerung im Gebet.

Norbert Arntz: Jemand, der noch nicht 30-jährig ist, denkt mit jemandem, der 65-jährig ist, darüber nach, was uns durch die vergangenen Jahre getragen hat und woher unsere Hoffnung kommt. Ich freue mich, einem jungen Theologen zu begegnen, der auf einem ähnlichen Weg ist wie ich.

Herbert Wasserbauer: Ob sich unsere Suchbewegungen gleichen? Ich erlebe es in meinem kirchlichen Umfeld sehr oft so, dass es Parteiungen gibt: Da sind die frommen, christlichen Gruppen, die neuen Bewegungen, die sich sehr mit »der Kirche« identifizieren, und da sind die sozial engagierten ChristInnen, die zwar aus einer religiösen Tradition kommen, sich aber seeleferwandter fühlen mit anderen sozialen Bewegungen. Innerkirchlich wird das oft gegeneinander ausgespielt und der Konflikt ist eher destruktiv: Man sucht die Defizite am anderen. Mir selbst fällt es sehr schwer, mich einer Rich-

tung zuzuordnen, weil ich es zu einem guten Teil den neuen geistlichen Bewegungen verdanke, dass ich heute gläubig bin. Andererseits würde mein Glaube ohne die Öffnung hin auf die weltverändernde Kraft des christlichen Glaubens sehr arm sein. Dann würden bloß ich und mein Herrgott in der Kirche sitzen, wir beide hätten aber mit der Welt vor der Kirchentür sehr wenig zu tun. In meiner Biografie passen »fromm« und »sozial engagiert« zusammen. Dass ich Fronten, ja sogar Feindschaft erlebe, schmerzt mich. Es sollte aus meiner Sicht nicht um ein Abqualifizieren und Bekämpfen des anderen gehen, sondern um die Wertschätzung verschiedener Charismen aus einer Haltung des Teilens der eigenen (Geist-) Gaben. Dieses Verständnis geht durch die Polarisierungen verloren.

Norbert Arntz: Ich entdecke in meiner Geschichte einen verwandten Konflikt. Du hättest deine Spiritualität nicht entfalten können, ohne den Rückhalt und ohne die Förderung durch die neuen geistlichen Bewegungen. Ich sage dasselbe im Hinblick auf das katholische Milieu, aus dem ich komme: vom Niederrhein, bis in die Knochen katholisch. Ich war Messdiener, Obermessdiener, habe die ganze Ministrantenhierarchie durchlaufen, habe große Liturgien sehr feierlich gestalten können. Dafür bin ich immer

noch dankbar. Das ist sozusagen katholischer »Mutterkuchen« gewesen. Aber ich habe es als Kehrseite dieses Milieus empfunden, dass es mich zwingen wollte, mich dieser Institution mit Leib und Seele, mit Sinn und Verstand zu übergeben, und dafür Gott in Anspruch nahm. Ich habe inzwischen erkannt, dass das nicht erlaubt ist. Und ich vermute, das ist auch der eigentliche Konflikt hinter dem, wovon du gerade erzählt hast. Mir scheint, nicht Spiritualität und soziales Engagement stehen gegeneinander im Kampf, sondern der Anspruch zweier Orthodoxien, die sich beide für das einzig wahre Christentum halten.

Denkverbote und Vitalität

Herbert Wasserbauer: Ich war und bin in der Jugendarbeit tätig und da erschreckt es mich, dass im kirchlichen Bereich Denkverbote erteilt werden und dass diese – das ist vermutlich das Schlimmere daran – auch eingehalten werden. Zum Beispiel beim Thema HIV/Aids: Die Leben von weltweit über 30 Millionen Menschen sind dramatisch bedroht und dennoch darf das Thema nicht berührt werden, weil es sensible Bereiche der katholischen Lehre betrifft. Auf der Weltaidskonferenz mit über 20.000 Delegierten in Mexico-City war die Kirche nicht wirklich sichtbar und in Wien 2010 wird sie noch weniger sichtbar sein. Da bin ich sehr bestürzt, dass wir in unserer Kirche Mechanismen haben, die es uns verbieten, in Bereichen aktiv zu werden, wo es ungemein wichtig wäre. Das ist auch meine Verzweiflung an der Kirche, dass sie sich in so etwas hineinmanövriert hat.

Norbert Arntz: Das hängt ja alles aufs engste zusammen mit dem Themenbereich Sexualität, Vitalität, Erotik und Theologie, der in dieser feudalen hierarchischen Konstruktion als ge-

fährlich empfunden wird. Hierarchie ist ja in sich nichts Schlechtes, doch diese feudale Hierarchie halte ich für obsolet, weil sie die Übernahme eines Modells darstellt, das sich gesellschaftlich-historisch längst verabschiedet hat. In diesem hierarchischen Gefüge gibt es so etwas wie ei-

»Was soll ich mit diesen Leuten?«

nen »grassierenden Unfehlbarkeitsanspruch« bis in die untersten Ränge. Aber alles, was Sexualität und Vitalität angeht, lässt sich nicht unter dieses Gesetz zwingen. Das ist Leben! Deshalb bricht an dieser Stelle der Konflikt besonders sensibel und besonders fühlbar auf.

Herbert Wasserbauer: Ich erlebe auch ein tief gehendes Misstrauen der einzelnen Person gegenüber und vor allem Jugendlichen gegenüber. Viele meiner StudienkollegInnen sind in einem religiösen Umfeld aufgewachsen und sie sagen: Was soll ich mit diesen Leuten? In allen Lebensbereichen trauen sie mir zu, mich zu verwirklichen und mich zu engagieren, aber in den sensibelsten Bereichen meines Lebens darf ich nicht selbst denken und darf ich nicht selbst entscheiden?

Norbert Arntz: Wer den Einzelnen nicht zunächst vertraut, nimmt die göttliche Geschichte jedes einzelnen Menschen nicht ernst. Heute kann ich von mir sagen: Das katholische Milieu wusste nicht, was es tat, als es mir das Evangelium gab. Das wusste ich auch selber

»auf das Ganze schauen«

nicht. Das habe ich erst im Laufe der Zeit entdeckt: dass das Evangelium eine Weitsicht eröffnet, dass es das eigene Leben in einen solch großen und göttlich-gewürdigten Zusammenhang stellt, dass mein kleines Leben eine unge-

heure Bedeutung gewinnt, dass in mir mehr steckt, als ich mir je gedacht habe.

Herbert Wasserbauer: Die dahinter liegende Frage ist für mich: Was ist die »Sünde gegen den Hl. Geist« (Mt 12,32)? Ich glaube, es könnte bedeuten, sich gegen die Vielfalt zu stellen, die der Geist erweckt. Zu verneinen und verbieten zu wollen, dass er in verschiedenen Menschen unterschiedliche Dinge in Gang setzt. Es ist unsere Pflicht, die verschiedenen Charismen grundsätzlich wertzuschätzen und auf das Ganze zu schauen, anstatt uns im Geplänkel dieser vielen kleinen inspirierten Einheiten aufzureiben.

Die Kirche verliert viele Menschen, auf die sie eigentlich nicht verzichten kann: nämlich die, die gewohnt sind zu denken, sich Schwierigkeiten zu stellen und aus dem Glauben heraus Lösungen zu erarbeiten. Zugleich braucht die Welt das Christentum, braucht ChristInnen und Christus. Denn wenn wir als Einzelne die großen Probleme der Welt lösen wollen, überfordern wir uns maßlos. Wenn wir nicht erhoffen können, dass Lösungen auch geschenkt werden, auf uns zukommen, dass es Rettung gibt, die wir uns nicht selbst erarbeiten können, oder dass Bekehrung geschenkt wird, dann sieht die Zukunft düster aus.

Uns Christus zeigen lassen

Norbert Arntz: Ich stimme dir uneingeschränkt zu. Ich glaube auch, dass in der heutigen Weltlage mit ihrer Nahrungsmittelkrise, ihrer Armutproblematik, der HIV-Problematik, der Finanzkrise, der Wirtschaftskrise etc., dass gerade heutzutage das Evangelium nötiger ist denn je und dass auch die Menschen, die das Evangelium in diesem Kontext hörbar und spürbar weitersagen, nötiger sind denn je. Und gleichzeitig haben wir es mit einer Institution zu tun, der nicht nur die

Felle davonschwimmen, sondern die an ihrem eigenen Zusammenbruch arbeitet. Positiv würde ich so formulieren: Das ist die List des Heiligen Geistes, dass wir durch den Zusammenbruch der Institution wieder darauf gestoßen werden, wodurch Gemeinden entstehen, nämlich durch die Geistwirkung. Dass der Geist es ist, der anschiebt. Die Institution darf nicht den Anspruch erheben: Nur hier ist Gott. Damit würde sie Gott

**»Die Armen müssen uns zeigen,
wo wir Christus finden.«**

auf Westentaschenformat reduzieren und Gott instrumentalisieren. Auch diese Einsicht gehört zu meiner »geistlichen Erweckung«: dass Gott viele Namen hat, dass Jesus bei den Armen zu finden ist und dass wir als Kirche keinen Anspruch darauf haben, sozusagen die Armen noch einmal »christologisch« zu okkupieren. Es muss umgekehrt sein: Die Armen müssen uns zeigen, wo wir Christus finden.

Herbert Wasserbauer: Ich sehe das auch als eine meiner Hoffnungsquellen, dass ich diesen »logos spermatikos« überall treffe. Wenn sich für mein Studium »Internationale Entwicklung« pro Semester 500 Jugendliche anmelden, weil sie einfach nicht zufrieden sind mit dieser Welt, wie sie läuft, dann sehe ich darin ein Wirken des Geistes. Allerdings macht es mich auch sehr besorgt, wenn die geistliche Reflexion, die spirituelle Praxis, der geistliche Vollzug abhanden kom-

**»Viele bringen Spiritualität nicht
mit ihrem sozial engagierten Studium
in Verbindung.«**

men. Das eine ist, dass es eine Initialzündung gibt, das andere, dass man mit diesem Flämmchen, das man in sich trägt, auch etwas tut und dass man das auch in die Welt trägt.

Viele haben vielleicht sogar eine Spiritualität gelernt und tragen sie in sich, aber sie bringen sie nicht mit ihrem sozial engagierten Studium in Verbindung. Manche haben Jungschargruppen geleitet, sind religiös sozialisiert, aber sie tun sich lieber und leichter mit anderen engagierten, motivierten Jugendlichen zusammen als mit Pfarrmitgliedern.

Norbert Arntz: Für mich ist die Frage, ob das nicht ein notwendiger Gang durch die Wüste sein könnte. Auch deine KollegInnen müssen aus ihrer religiösen Sozialisierung herauswach-

»Artikulationshelfer oder Dolmetscher«

sen und sozusagen über die internationale Entwicklung die Schöpfungsgeschichte neu verstehen lernen. Junge Leute, die den Globalisierungsprozess produktiv aufgreifen wollen und sich als Menschen auf diesem einen Globus verstehen, auf dem alles Leben miteinander verwoben ist, sind – wenn auch unausgesprochen und unerkant – nahe bei dem Gott des Lebens, der in der Bibel verkündet ist. Ich setze darauf, dass auch in dieser Bewegung der Geist wirkt und eine Schubkraft in Gang setzt, die auf die Dauer ähnliche Entdeckungsprozesse, wie du sie gemacht hast oder wie ich sie habe machen können, bei diesen jungen Leuten ermöglicht. Und wenn überall da, wo du mit solchen Menschen zusammentrifftst oder wo ich mit ihnen zusammentreffe, wir diese Vermutung nicht verschweigen, spielen wir vielleicht Artikulationshelfer oder Dolmetscher oder »Pfadfinder«.

Herbert Wasserbauer: Vielleicht ist es ein Glaubenszweifel, den ich mir selbst vorwerfen muss: dieser Wunsch, im Hintergrund eine Strategie zu entwickeln. Wenn Paul VI. sagt, im Armen ist Gott genauso präsent wie in der Eucharistie, dann könnten wir vertrauen, dass dieser

Gott auch erkannt wird. So gesehen geht es nicht nur um humanitäre Hilfe, sondern darin auch um eine Gotteserfahrung – und meine Erfahrung zeigt mir das auch. Ich habe längere Zeit in der Vorbereitung von Freiwilligeneinsätzen im Ausland mitgearbeitet und viele, die von solchen Einsätzen zurückgekehrt sind, haben sich als von

»die christliche Botschaft existentiell erfahren«

den »einfachen« Menschen Bekehrte erlebt. Sie haben vieles von der christlichen Botschaft existentiell erfahren, in der Erfahrung der eigenen Schwierigkeit, angesichts von Armut zu leben oder das mit dem zusammenzudenken, was man von daheim kennt. So ähnlich sprach auch Bischof Oscar Romero davon, dass er eine Bekehrung zu und durch die Armen erfahren habe.

Entlastung

Norbert Arntz: Die Weltläufe sind zurzeit so, dass das Evangelium in diesem Kontext ganz leicht verstanden werden könnte. Leider hat die kirchliche Institution das Evangelium so verdächtig gemacht, dass viele Leute einen ganz langen Anlauf brauchen. Ich halte eine Entkolonialisierung des Evangeliums für notwendig. Nicht nur die Latinos müssen das mit der Kolonialisierung gekommene Evangelium entkolonialisieren, sondern auch wir als die Nachfahren der Kolonisatoren und der Konquistadoren müssen das für uns leisten. Das geht vielleicht nur über den Weg der Entfremdung, um dann den fremden-nahen Gott wieder zu finden. Deshalb sprach ich eben von der List des Heiligen Geistes. Damit will ich jetzt nicht sagen: Es ist ja alles nicht so schlimm! Das wäre zynisch. Nein, mir gibt Hoffnung, was ich einmal bei Martin Buber gefun-

den habe: »Es kommt auf dich an, aber es hängt nicht von dir ab, dass Gottes Reich werde.« Mir hat dieser Satz sehr geholfen, als ich einmal in eine tiefe Depression geriet, weil er mich sehr entlastet hat. Ich litt auch am »Messias-Syndrom«: Ich muss überall sein, ich muss da eingreifen und da etc. Damit habe mich völlig überfordert.

Herbert Wasserbauer: Ich möchte da einhaken: Bei meiner Diplomarbeit über Hoffnung als Ressource in entwicklungspolitischer Arbeit ist als eines der Ergebnisse ganz deutlich geworden, was ich dann den »Zwang zur Hoffnung« genannt habe. Meine GesprächspartnerInnen aus der Entwicklungszusammenarbeit haben mir gesagt: »Wir können etwas erwarten und etwas tun nur Hoffnung kommunizieren. Wir müssen,

»etwas erwarten und etwas tun«

wenn sich z.B. ein Tsunami ereignet, am gleichen Tag eine Pressemeldung schicken, wie wir helfen, wie wir das Problem lösen, dann kriegen wir Geld und dann lösen wir es.« Sie könnten dagegen nicht in die Medien geben: »Wir planen etwas im Sudan zu machen. Obwohl wir nicht sicher sind, ob sich da sinnvollerweise überhaupt etwas machen lässt, weil die Situation so verfahren ist, aber sie können uns ja dennoch das Geld geben und wir probieren einfach mal.« Das ist unmöglich. Und das gilt auch persönlich: Wenn ich nicht davon überzeugt bin, dass ich etwas Positives mache, muss ich etwas anderes tun.

Mich hat das insofern sehr nachdenklich gemacht, weil es für mich zum Wichtigsten am christlichen Glauben gehört, diese Entlastung wahrzunehmen, nicht alles tun zu können und deswegen auch nicht zu müssen – und dennoch alles in der eigenen Kraft Stehende zu tun. Ich entwickle etwas in die Zukunft hinein und en-

gagiere mich und gleichzeitig ist Advent und geht es darum, zu erwarten, was auf mich zukommt. Ich glaube, im Kern der christlichen Hoffnung steht dieses Balance-Halten: etwas erwarten und etwas tun.

Gemeinsam hoffen

Norbert Arntz: Aus meiner Geschichte erkenne ich einen weiteren Nährboden meiner Hoffnung darin, dass ich in einem Gruppenkontext leben und arbeiten kann. Zum ersten Mal habe ich das intensiv an der ersten Kaplansstelle erlebt, in einem Pfarrhaus, in dem wir uns sehr bald als eine Gruppe verstanden. Wir haben uns gegenseitig gestützt, angeregt und getragen – auch zu Zeiten, als es mit parteipolitisch interessierten Zirkeln in der Gemeinde einen ganz heftigen Konflikt gab, der uns viel an innerer Auseinandersetzung abverlangt hat. Aber ich wusste immer: Nach außen hin stützen wir uns gegenseitig. Wir lassen den Spaltpilz nicht zwischen uns streuen. Dieses Vertrauen und diese Erfahrung haben mich in dieser Situation und im kirchlichen Amt

»eine strukturelle Lebenshilfe«

gerettet. Auch meine Entscheidung, für einige Jahre nach Peru zu gehen, wurde erst durch eine Gruppe realisierbar. Sie half mir, die neuen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Konfliktsituationen zu analysieren, zu verstehen und nach geeigneter Hilfestellung zu suchen, um der Lage angemessen zu begegnen.

Die Gruppe, in der man zusammen lebt und arbeitet, ist für mich eine strukturelle Lebenshilfe geworden und zwar auch im spirituellen Sinn. Für mein emotionales und intellektuelles, aber auch für mein spirituelles Leben ist die Gruppe eine wichtige Lebensquelle. Ich bin

eben Subjekt in Gemeinschaft. Das ist ja eigentlich auch das Grundverständnis von Kirche: Alle sind Subjekte und niemand darf zum Objekt gemacht werden. Ist das für dich in der Ehe nicht auch so?

Herbert Wasserbauer: Ja, auch für uns geht es darum, zwei zu sein und eins zu sein. Ich bin sicher, dass das etwas ist, was gläubige Menschen der Welt zu geben haben und was eine Gabe Gottes für die Welt ist: das In-Gemeinschaft-Sein.

»An den Armen vorbei gibt es keine Rettung.«

Das vorherrschende Wirtschaftssystem bewirkt genau das Gegenteil: Es setzt auf Einzelpersonen, die rationale Entscheidungen zur Optimierung ihres Nutzens treffen. Wenn wir aber von Hoffnung im christlichen Sinn sprechen, dann gibt es die nicht im Singular: Hoffnungen, die sich darauf beziehen, die Wenigen zu retten oder Europa zu retten – etwa vor der Klimakatastrophe – und also die Grenzen dicht zu machen, sind schädliche, ja tödliche Hoffnungen, die christlich nicht verteidigt werden können.

Norbert Arntz: Da wird Gott wieder instrumentalisiert und zwar zur Bestätigung dessen, was wir – in Europa – für uns selber retten wollen. Dagegen finde ich Jon Sobrinos Formel unübertroffen: »Extra pauperes nulla salus«. An

»getarnte Angst vor dem Verlust«

den Armen vorbei und ohne die Armen gibt es keine Rettung. Das gilt natürlich auch für die Quellen des Lebens, die Natur und die Erde. Hoffnung aber gibt es nicht einfach wie einen Gegenstand, den ich erwerben kann. Hoffnung, die es gibt, gibt es nicht. Welche Hoffnung Gott uns gibt, erfahren wir wirklich erst, wenn wir darauf losgehen.

Herbert Wasserbauer: Mich hat der Titel eines Artikels nachdenklich gemacht: »Does Hope have Meaning in the Western World?« Vieles, was wir hierzulande als Hoffnung bezeichnen, ist in Wahrheit getarnte Angst vor dem Verlust. Ich glaube, die Hoffnung liegt viel weiter »südwärts«, als wir denken. Die eigentliche Hoffnung ist bei den Bedürftigen, bei den Armen, zu finden. Ich glaube, wenn wir von Hoffnung für diese Welt sprechen, ohne dabei besonders an die Ärmsten zu denken, dann reden wir eigentlich von etwas anderem. Dann reden wir nicht von einer geteilten, gemeinsamen Hoffnung, sondern von einer konkurrierenden, einer ausschließenden. Christlich gesprochen muss sich die Hoffnung auf das Reich Gottes für alle, auf das Trocknen der Tränen aller, auf die Entlassung aus der Gefangenschaft für alle beziehen – letztlich auf Gott selbst.

Prophetie und Gebet

Norbert Arntz: Ein Gott, der nicht der Gott der Armen wäre, ist nur der Gott der Noch-einmal-Davongekommenen und deshalb niemals der Gott Jesu Christi. Das geht nicht. Das ist auch der tiefste Grund für die Option für die Armen: Die ist ja kein moralischer Impuls, sondern Gotteserkenntnis. An dem Punkt kommt mir noch ein anderer hoffnungsstiftender Faktor in den Sinn: die prophetischen Figuren der Vergangenheit, z.B. die Figur des Bartolomé de las Casas. Oder auch Jesaja und Jeremia, Abraham und Paulus.

Ich bleibe jetzt mal bei Bartolomé de las Casas: In einer Predigt über Mt 25,31-46 sagt er: »Wenn schon der ins ewige Feuer geworfen wird, dem der Herr sagen muss: Ich war hungrig und ihr habt mir nicht zu essen gegeben, ich war durstig und ihr habt mir nicht zu trinken ge-

geben, – an welcher Stelle des ewigen Feuers wird der zu finden sein, dem er sagen muss: Ich hatte zu essen und du hast mich hungrig gemacht; ich hatte ein Haus und du hast mich obdachlos gemacht; ich war gesund und du hast mich krank gemacht?« Ich finde diese Umkehrung ungeheuer provozierend! Die Einsicht des Bartolomé de Las Casas entlarvt auch noch die

**»Ich hatte zu essen und
du hast mich hungrig gemacht.«**

heutige ökonomische Globalisierungsstrategie, die Bereicherung Europas oder Nordamerikas, die Abschottung der Grenzen. Das empfinde ich als eine Hoffnungsquelle: mit Hilfe der Propheten aus dem Gefängnis der Gegenwart herauszutreten. Das ist auch die große Gabe des Evangeliums.

Wir greifen auf einen Text zurück, der zwei Jahrtausende älter ist als wir, der mit den Hoffnungen und Tränen so vieler Generationen vor uns gewaschen ist. Und immer noch steckt in ihm mehr drin, als bislang schon dazu gesagt wurde. Warum? Weil wir mit Hilfe des Textes zu uns selbst und zu unserer eigenen Gegenwart auf Distanz gehen können, um sie gleichsam von außen anzuschauen.

Herbert Wasserbauer: Umgekehrt erlebe ich schon in der Gegenwart viele Propheten und Prophetinnen, auch FremdprophetInnen für die Kirche, für religiöse Menschen, und oft wünsche

**»dass es nicht nur
den Propheten braucht«**

ich mir, dass diese ProphetInnen auch gleichzeitig PriesterInnen wären, dass sie Missstände in unserer Welt ankneiden und benennen und gleichzeitig sakramental das Heil feiern. Ich glaube, dass es nicht nur den Propheten braucht.

Norbert Arntz: Ja, zur mystischen Dimension des politischen Engagements gehört es, feiern zu können. Und es gehört dazu, schweigen zu können, sich in die Kontemplation zurückzuziehen und gar nichts zu tun. Ich werde dabei meiner eigenen Armseligkeit inne. Auch das ist Bestandteil der Option für die Armen. Ich kann diese Option nicht als eine Art willentliche, strategisch eingesetzte Absichtserklärung ins Spiel bringen: Ich will jetzt etwas für die Armen tun. Die Option für die Armen heißt vielmehr immer: an der Seite der Armen, mit den Armen gegen die Armut für das Leben. Ein wichtiger Teil dieser Option besteht darin, zu erkennen, dass andere Menschen da waren, die an mir die Option für die Armen praktizierten, als sie mich trocken legten, als sie mir eine neue Windel anzogen; dass ich ohne diesen Schutz mein Leben überhaupt nicht hätte aufbauen können. Die Option

**»sich der eigenen Armseligkeit
bewusst werden«**

für die Armen hat eine lebensgeschichtlich-spirituelle Bedeutung und nicht nur eine moralische. Das kann ich in der täglichen Zeit des Schweigens, des Morgen- oder Abendgebetes praktizieren, um die Gnade – die geschenkte Existenz – zum Zuge kommen zu lassen.

Herbert Wasserbauer: Wir haben ja schon von der Sehnsucht gesprochen, actio und contemplatio zusammenzubringen. Ich erlebe in meinem Umfeld sehr viel Aktion, sehr viel Wahrnehmen dessen, was falsch läuft, und das ernsthafte Bemühen, etwas zu verändern. Das Austarieren mit dem Gegengewicht, sich in dieser Aktion auch der eigenen Armseligkeit bewusst zu werden und sie auszuhalten und sie Gott hinzuhalten, das halte ich für eine Kunst, die Geschenk ist, die man aber auch bis zu einem gewissen Grad erlernen kann. Unser Gespräch war für

mich diesbezüglich ein wertvolle Möglichkeit zum Lernen.

Norbert Arntz: Ich freue mich sehr daran, wie wir miteinander reden können. Vielleicht sind wir damit auch bei einem weiteren Element unseres Themas. Durch solche Gespräche findet ja so etwas wie eine geistige Läuterung statt, so dass wir klarer sehen und auch die eigene Geschichte wieder anders sehen lernen. Ich habe immer wieder neue Menschen getroffen, die mich geistig, emotional, spirituell herausfordern. Um es mystisch auszudrücken: Die Offenheit für die Begegnung mit Gott durch die anderen Menschen in verschiedenen Kontexten wird mich auch Mauern überspringen lassen oder in eine Weite führen, die von mir aus allein undenkbar

ist. In uns steckt mehr, als wir uns dachten. Das ist mit dem Gottesgedanken verbunden bzw. damit, wie die Bibel den Menschen versteht, als Bild und Gleichnis Gottes.

Norbert Arntz, geb. 1943, war als Fidei Donum Priester von 1983-1990 in Peru, danach in Deutschland Mitarbeiter bei MISEREOR, bei der Missionszentrale der Franziskaner und im Bistum Münster in der Pfarrseelsorge tätig.

Herbert Wasserbauer, geb. 1981, Mag. theol. und Absolvent des Studiums »Internationale Entwicklung« in Wien, ist Mitarbeiter der Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschar Österreichs. Er schrieb seine interdisziplinäre Diplomarbeit zum Thema: »Hoffnung im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit mit den Philippinen«.